

Dreschzeit — früher und heute (1)

Dreschflügel, „Fruchtkloppe“, „Fruchtreete“

Die bäuerlichen Sommerarbeiten erreichten im Dorfe nach dem arbeitsaufwändigen Weizenschnitt und dem „Beifiehe“ (Einführen der Garben) immer mit dem Dreschen ihren Höhepunkt und vorläufigen Abschluß. Das Dreschen mit der bis in die 60er Jahre üblichen Dreschmaschine begann schon bald nach „Pheder und Phaul“, dem für jeden Bauer im Dorfe „obligaten“ Stichtag für das Beenden des Schnitts und dauerte bis in die heißen Augusttage.

Die ersten Dreschmaschinen kamen etwa um die Jahrhundertwende auf und waren mehr als ein halbes Jahrhundert in Gebrauch, bis sie dann schließlich durch die Mähdräpser ersetzt wurden.

Plötzlich waren keine „Dresche“ mehr da!

Immerhin hatten die Dreschmaschinen den Leuten guten Dienst erwiesen und die Arbeit um vieles erleichtert. Das umso mehr, weil doch vordem diese Arbeit mühevoll und umständlich war, wobei die Weizenähren ausgetreten oder gar mit dem Dreschflügel ausgedroschen werden mußten.

Ob nun unsere Vorfahren in den frühen oder späteren Siedlerjahren den Dreschflügel beim Entfernen der Weizenkörner aus den Spelzen der Ähren ausschließlich oder überhaupt verwendeten, ist kaum noch durch Umfrage in Erfahrung zu bringen, obwohl eine derartige Vermutung in Erwägung gezogen werden kann. Die Germanen übernahmen den römischen Dreschflügel, der dann auch später in Mittel- und Westeuropa Verwendung fand, obwohl das Entfernen der Getreidekörner „durch Trampeln auf den Ähren“ schon lange bekannt war. Dementsprechend wissen wir auch über den Dreschflügel aus verschiedenen Quellen Bescheid. So findet man in etlichen Gemälden dieser Zeit den Bauern oft mit dem Dreschflügel dargestellt. Erinnerung sei nur in diesem Zusammenhang an die „Jahreszeiten“ oder gar an das „Schlaraffenland“ von Pieter Brueghel d. Ä.

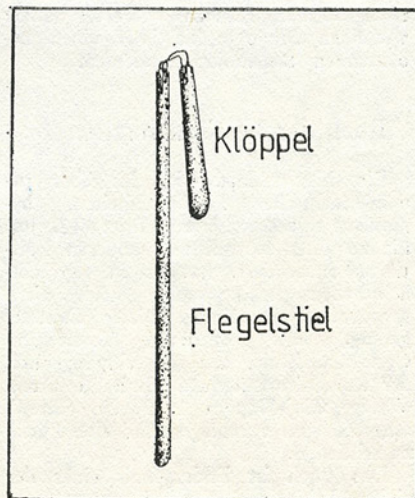
Ein Dreschflügel besteht aus zwei hölzernen Teilen: aus dem ungefähr drei Ellen langen Flügelstiel und dem kürzeren Klöppel. Der keulenförmig gedrechselte Klöppel war an einem Ende mit einem Eisenring beschlagen und am oberen Ende der Flügelstange locker eingehängt, so daß man ihn leicht beim Ausdreschen der Ähren handhaben konnte.

Eine weitere Prozedur zur Gewinnung der Körnerfrüchte aus dem Getreide bestand auch im Ausklopfen der Ähren durch Aufschlagen der Halmköpfe auf eine feste Unterlage. Allerdings erinnerten sich die befragten älteren Leute kaum an dergleichen beim „Ausdreschen“ des Weizens, doch hatte man hingegen

häufig das „Korn(aus)kloppe“ in unseren Ortschaften selbst noch bis in die 50er Jahre praktiziert.

Der bei uns als „Korn“ bezeichnete Roggen wurde früher weniger als Brotgetreide angebaut, sondern vielmehr wegen seiner langen und geschmeidigeren Halme, da diese sich vorzüglich als Bindmaterial beim „Laabbenne“ (das bindelweise Binden der geschnittenen und noch belaubten Kukuruzstengel) recht gut eigneten. Zum Unterschied von den Weizenhalmen, die man auch beim „Seelemache“ (gebüschelte Bindhalme) durch „Verknuten“ der Halmspitzen verwendete, wurden die aus Kornstroh (Roggen) gedrehten „Seele“ beim „Laabbenne“ aber mancherorts auch beim „Garweben“ (büschelweises Binden der Weizenhalme) verwendet. Zu diesem Zweck mußte das Korn vorher sauber ausgeklopft werden: ein langes Brett wurde über zwei Holzböcke gelegt; büschelweise wurde nun das geschnittene Korn vom Haufen genommen und mit den Ährenköpfen kräftig auf das Brett geschlagen, bis alle Körner aus den Spelzen gefallen waren. Es mußte sorgfältige Arbeit geleistet werden, weil sonst im nächsten Jahr unzählige Roggenhalme mit ihren „Köpfen“ über der wogenden Weizensaat standen. So ist es nur allzugut verständlich, daß der Bauer seine Helfer beim „Kornkloppe“ unmißverständlich zur guten Arbeit mahnte: „Wannsch nett zugutschter arweide willscht, kannsch schon glei hemin gehn“ (Wenn du nicht richtig, gut arbeiten willst, kannst du gleich nach Hause gehn), dem er wollte ja reines Saatgut fürs nächste Jahr haben.

● Dreschflügel



Weit mehr bekannt dürfte (vor allem den älteren Leuten) noch das Gewinnen der Getreidekörner durch Austreten sein. Darüber hatte mir oftmals meine Großmutter (geb. 1870) erzählt und auch was sie noch von ihrem Großvater darüber gehört hatte: „Ja, domols ham die Leit sich noch vill geploot“, begann sie uns Kindern zu berichten, „das is schon gar nimmi woahr!“, weil es doch schon lange her war. Auch die größeren Kinder mußten beim „Fruchttreten“ mithelfen: sie mußten das „Fruchtschucke“ besorgen, indem sie die ausgetretenen Weizenkörner mit einer leichten „Holzschipp“ (Schaufel) bei leichtem Wind in die Höhe schuckten, um die Körner von der Spreu zu trennen. Erst später kamen die Windfegereinigern auf und erleichterten auch diese Arbeit.

Das Entfernen der Weizenkörner durch „Trampeln“ (Treten) war in Europa schon längere Zeit bekannt, bis man schließlich auch das Vieh diese Arbeit verrichten ließ. Es ist eine Arbeitsweise, die angeblich aus dem Orient bzw. von den Mittelmeerländern übernommen wurde und sich in ganz Europa verbreitet hat. Bei uns wurden für diese Arbeit nur Pferde verwendet, andernorts aber auch großes Hornvieh.

Bevor noch die Pferde zum Einsatz kamen, mußte die Tenne, das war jene Stelle in der Scheune oder im Bauernhof, wo das Austreten des Getreides erfolgte, vorbereitet werden. Dazu war eine ebenerdige Stelle, ein großer Platz in der „Scheier“ (von „Scheuer“, „Scheune“, geht auf „Schuppen“, „Obdach“ zurück; bei uns ist die „Scheier“ eine Bezeichnung für den Hinterhof in der bäuerlichen Wirtschaft) anzuordnen. Diese Stelle, der „Tretplatz“ (ortsübliche Bezeichnung), wurde immer freigehalten und mußte alljährlich „überholt“ werden — eine Arbeit, die der Tennmann machte. Die Größe vom Tretplatz hing nicht allein vom Ausmaß der Scheier (die war ja groß genug), sondern auch von den eingefahrenen Weizengarben und der Anzahl der zur Verfügung stehenden Pferde ab. Immerhin wußte jeder Tennmann Bescheid und legte die kreisrunde Fläche zweckentsprechend an. Sie hatte einen Durchmesser von 20–30 Meter und wurde ungefähr kniehoch mit den Halmen der aufgeschnittenen Weizengarben reihum bedeckt. Die Kreismitte der Tenne war für den Pferdelenker bestimmt. Er hielt die Pferde an einem langen Strick und drehte sich wie die Nabe in der Wagenachse mit dem Radkranz mit, während die Pferde ihre Kreise auf der Tenne zogen.

Anderwärts hatte man auch noch in späteren Jahren, als schon die Dreschmaschine auf dem alten Tretplatz stand, sich dieser Arbeitsweise bedient. Bloß hatte man vorerst auf dem Tretplatz einen mehr als armdicken und annähernd mannhohen Pfahl in die Erde eingerammt, um die Markierung der

Tenne und den Antrieb der Pferde zu vollziehen.

Zu diesem Zweck wurde ein langer, licker Strick mit dem einen Ende am eingerammten Pfahl befestigt. Mit dem anderen Ende hatte man auf dem Tretplatz eine Kreislinie, wie mit einem „Schnurkirkel“, gezogen und so den äußeren Rand der Tenne noch mit der Hecke kenntlich gemacht. Danach konnte mit der „Bearbeitung“ des Bodens begonnen werden. Zuerst wurden die Unebenheiten „planirt“. Dann wurde der Boden mit Wasser aus einer Gießkanne mit „Sprengkopp“ gut angefeuchtet und mit dem „Stamper“ festgestampft bzw. mit der „Schippe“ festgeklopft — eine Prozedur, die des öfteren wiederholt wurde. Nach zwei bis drei Tagen war die Tenne fertig vorbereitet und verwendbar. Der Boden war festgetreten und staubfrei und breitete sich wie eine glatte, dunkle und ebene Fläche vor den Augen der Begutachter aus. Das „Treten“ konnte beginnen. Die aufgeschnittenen Fruchtgarben wurden, wie schon erwähnt, auf den Tretplatz ausgebreitet und die Pferde darübergefahren. Man verwendete beim Austreten des Weizens drei bis vier Pferde, die nebeneinander gestellt und mit den Halfterstricken aneinandergebunden waren. Dabei war immer das erste (innenstehende) Pferd am langen Strick angemacht, der entweder von einem Mann in der Tretplatzmitte gehalten wurde oder an dem hier eingerammten Pfahl festgemacht worden war. So traben die Pferde im bald enger und wieder weiter werdenden Kreis („Hott“ und dann wieder „Ha-rumm“) und stampften mit ihren Hufen mehr und mehr Körner aus den Spelzen der Ähren heraus. Mancherorts kam noch eine vierkantige Walze hinzu, die von zwei Pferden gezogen wurde und in zusätzlicher Weise die noch festsitzenden Körner aus den Ähren klopfte.

Zwischendurch mußte das teils körnerfreie Stroh mit einer leichten dreizinkigen hölzernen „Strohgabel“ gewendet und geschüttelt werden, damit die Körner aus den Halmen fielen und die noch „unsauberen“ (vollen, körnerbesetzten) Ähren hervorgekehrt wurden, während ein Erwachsener oder auch Kinder mit Schaufeln und Besen die „Pheerdspoller“ (Pferdeäpfel) einsammelten und entfernten.

Und wieder traben die Pferde mit ihren Hufen über die „Frucht“ bis alles Stroh „sauber“ (leer) war. Zuletzt wurden die Halme wieder mit der Holzgabel ausgeschüttelt. Nun lagen die goldgelben Körner haufenweise unter „sauberem“ Stroh, das dann von hier entfernt wurde. Die Tenne wurde geräumt. Das „Fruchtschlucken“ begann. Auf der Tenne wurden wieder körnerschwere Garben ausgebreitet.

Karl-Hans Gross

Zur rumäniendeutschen Volkskunde

Spitznamen, Spottnamen oder Beinamen

Bemerkungen zur Zipser Onomastik

Obwohl in der Volkskunde die Spitz- oder Spottnamen als Bei- oder Übernamen bezeichnet und zur gleichen Namensgruppe gerechnet werden, scheint es sich jedoch im Falle der Zipser in Oberschwaben anders zu verhalten: hier stehen Spitz-, Spott- und Beinamen als selbständige Einheiten der Onomastik da, d.h. sie können als solche bezeichnet werden, weil Volkshumor und -phantasie — mehr als bei den Siebenbürger Sachsen oder Banater Schwaben — eine ungewöhnliche Vielfalt an Übernamen hervorgebracht hat.

Als Spitznamen kann nun jene Gruppe von Übernamen bezeichnet werden, die alltäglich gebraucht wird und den Namensträger, den Angesprochenen, nicht verletzt: Babu, Babalo, Babetz, Bardi, Djokl, Engel, Fransl, Has, Heiml, Hobl, Kaiser, Kokosch, Lecht, Lapte, Pujuk usw.; sie ersetzen Vor- und Nachnamen (Familiennamen). Spricht man nun vom „Babalo“, so weiß in Oberschwaben jedermann, daß damit Adolf Sedlak gemeint ist, während Franz Jakobowitsch allgemein „Pujuk“ genannt wird — um nur bei diesen zwei Beispielen zu bleiben.

Anders verhält es sich bei den Spottnamen: auch sie sind Übernamen, doch werden sie nicht in Anwesenheit des (unfreiwilligen) Namensträgers benutzt, oder, wenn ja, dann nur, um den Betroffenen zu verärgern (zu verspotten). Solche Namen sind: Antenpuker, Brinschwurm, Fludnpreckel, Hunsmeister, Katzpuker, Koiletsch, Marlschinter, Putzl, Schermaus u.a. Erklärungen und weitere Belege wollen wir uns an dieser Stelle sparen.

Schließlich gibt es Beinamen im eigentlichen Sinne, d.h. Übernamen, die den Familiennamen begleiten, um ihn von anderen gleichlautenden Nachnamen zu unterscheiden. Jemand erzählte einmal, daß es vor dem zweiten Weltkrieg, in einer Burzenländer Gemeinde (Wolkendorf) eine Schulklasse gab, in der etwa dreißig Kinder den Familiennamen Hermannstädter führten, und mit den Vornamen hießen die meisten Hans, Misch, Georg. Selbstverständlich konnte man nur noch mit Hilfe der Beinamen der Eltern die einzelnen Schüler identifizieren.

Eine ähnliche Rolle spielen die Beinamen bei den Zipsern, obwohl es in einer Klasse der deutschen Abteilung der Allgemeinschule höchstens sechseven Kinder mit gleichlautenden Familiennamen gibt. In der Stadt selbst sind jedoch einige Nachnamen wie Zawatzky, Schkurka, Zeppelzauer, Olear, Sedlak, Funer, Kreiter, Faltischka u.a. recht häufig. Aus diesem Grunde werden zur Identifizierung einer Person, die beispielsweise Therese Zawatzky heißt (wenigstens ein Dutzend Frauen der gleichen Generation führen diesen Vor- und Nachnamen) verschiedene Beinamen verwendet: „Welche Therese Zawatzky?“ „Die vom Kikn“ („Kikn“ = der Spitzname des Stefan Zawatzky, der eine Tochter Therese, zipserisch: Resku, hat), oder man sagt auch: „die Olga von Franz Rachowaner“ („Tie Olga vum Franztem Rachowaner“, d.h. Olga, die Frau des Franz, der aus Rauha/Rachowa zugewandert ist; dieser Franz trägt selbstverständlich in den Akten auch einen Familiennamen, der jedoch vom Beinamen völlig verdrängt wurde).

Akzeptiert man die Beinamen als selbständige Namensgruppe, so kann man zwei Arten unterscheiden: 1. Nach Herkunftsort oder Wohnstatt (Rachowaner, Reichenberger, Kaschauer, Kirchdrauer usw.), 2. Nach einem Ahnen (Tirk — alle Nachkommen heißen „Tirk“, weil ein Ahne angeblich ein Türke gewesen war —, Rušnjak, Erschi, Seppi-Tschora u.a.).

Alle diese Übernamen (auch Vulgo-namen genannt) sind ein Teil der lebendigen Volkssprache; sie begleiten heute noch die Familiennamen der Landbevölkerung und gingen früher — als es noch keine festen Nachnamen gab — ihnen voraus, denn aus manch einem Spitz- oder Spottnamen ist irgendwann ein Familienname entstanden.

Die Zipser Übernamen dürften — ihrer Fülle und Vielfalt wegen — ein ergiebiges Forschungsthema sein.

Hans Thaler